Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 9

Artikel: Die Geschichte einer Mutter
Autor: Dubi-Rubin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066404

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Ehepaar Dubi-Rubin, Aufnahme 1932

Die Geschichte einer Mutter

Von Frau E. Dubi-Rubin

Schlusszeichnung von Otto Baumberger

Die erhebende Autobiographie einer Frau, die 25 Kindern das Leben schenkte und es, trotz des geringen und unregelmässigen Einkommens des Mannes, fertigbrachte, ihre Familie ohne jede Inanspruchnahme der Fürsorge durchs Leben zu bringen.

Ich bin am 28. März 1863 in Gstaad im obern Saanetal geboren. Schon früh musste ich erfahren, was Armut ist. Meinem Vater fiel es als Gelegenheitsarbeiter, Fuhrmann, Knecht, Strassenarbeiter, begreiflicherweise nicht leicht, sieben Kinder durchs Leben zu bringen. Besonders schwierig wurde die Lage für uns, als er einmal ein ganzes halbes Jahr im Spital lag. In jenem Winter, ich war dazumal zehnjährig, lernte ich, was bittere Armut heisst. Meine gute Mutter schneiderte oft ganze Nächte lang, um uns Kindern das nötige Essen zu verschaffen. Am Abend fädelten wir ihr jeweilen ein Kissen voll Nadeln ein, die sie dann die Nacht hindurch vernähte; denn dazumal gab es noch keine Nähmaschinen.

Als dann im Frühling mein Vater wieder heimkam, war unsere Freude unbeschreiblich, obschon seine Arbeitsfähigkeit sehr beschränkt war.

Wir jubelten alle, als er den Nachtwächterposten von Gstaad erhielt, für welche Leistung er mit einem Franken pro Nacht entschädigt wurde.

Bei dieser Tätigkeit habe ich ihn oft vertreten. Als er einmal im Winter den ganzen Tag furchtbar gehustet hatte, sagte ich zu meiner Mutter: « Der Vater schläft so gut. Wir wollen ihn nicht stören. Ich will für ihn die Runde machen.»

Um zehn Uhr sang ich so laut ich konnte:

Jetzt ist der Wächter auf der Wacht,
Gott geb uns allen eine gute Nacht,
Die Glocke hat zehn geschlagen, zehn geschlagen.

So ging es weiter, im Sommer bis um drei Uhr und im Winter bis um vier Uhr.

Der Vater fürchtete zuerst, sein Verdienst könnte ihm entzogen werden. Als ihm aber die Leute sagten, es sei ein wahrer Genuss, wenn sie nachts nicht schlafen könnten, eine helle Mädchenstimme zu hören, liess er es weiter zu.

Ich war in der Schule ein fröhliches Kind, ich lernte leicht, wenn mir auch das ruhige Sitzen in unsern etwas unbequemen Schulbänken schwer fiel.

Als ich älter wurde, lernte ich das Schneiderhandwerk, hatte viel Arbeit und ein schönes, sorgenfreies Leben. Ich tanzte leidenschaftlich gern.

O weieli weh, o weieli weh,
Was weinet die schöne Braut so sehr?

heisst es in einem alten Volkslied. Als ich mit achtzehn Jahren einen Bäckerburschen heiratete, begriff ich dieses Lied noch nicht, aber bald wurde es mir klar, dass ich nun einen Schlußstrich unter meine sorglose Jugendzeit gemacht hatte.

Wer nie sein Brot mit Tränen ass

Als wir einige Wochen verheiratet waren, gingen mein Mann und ich an einem Tanzsonntag an einer Wirtschaft vorbei, aus der helle Musik tönte. Ich wollte einkehren, mein Mann aber sagte, wir müssten jetzt ans Sparen denken. Das rührte mich damals zu bittern Tränen.

Später ist mir der Wunsch zu tanzen von selbst vergangen. Mit neunzehn Jahren bekam ich das erste Kind, einen Buben, und dann jedes Jahr eines. Nur einmal waren es zwei, nämlich eines im Januar und eines im Dezember. Ich war sechsundvierzig Jahre alt, als ich das fünfundzwanzigste Kind zur Welt brachte, und zwar wieder einen lieben Sohn, und ich darf sagen, dass ich mich über die Geburt des letzten Kindes so freute, wie über diejenige des ersten.

Die Kinder waren mein Glück, wenn sie mir auch viel Herzeleid brachten. Vierzehn davon wurden mir wieder durch den Tod entrissen. Einmal sind mir zwei Mädchen miteinander gestorben. Sieben meiner Kinder hatten dazumal den Keuchhusten. Ich glaubte schon, ich hätte sie durchgebracht, da aber musste ich sehen, dass zwei davon die Lungenentzündung bekamen. Nach wenigen Tagen starben sie. Und auch nachher starben mir noch so viele Kinder, alle nur als ganz kleine, hilflose Geschöpflein von höchstens zwei Jahren, dass ich es fast nicht verwinden konnte. Die langen, bangen Nächte, wo ich an ihren Bettlein wachte, werde ich nie vergessen können. Aber die Zeit heilt alle Wunden. Heute sind es schon achtundzwanzig Jahre her, dass mir das letzte Kind gestorben ist.

* * *

Da mein Mann am Anfang unserer Ehe als Bäckergeselle nur einen Lohn von sieben Franken in der Woche hatte, musste ich gleich ans Verdienen denken.

Schon von meiner Mutter hatte ich gelernt, dass man durch Näharbeit helfen kann, die Einnahmen der Haushaltung zu vergrössern. So fing ich auch an, Näharbeiten zu machen, zuerst lange Jahre ohne Nähmaschine, nachher konnte ich mir dann für 120 Franken eine Nähmaschine kaufen, die ich in 15 Monaten abzahlte.

Ein Jahr nach unserer Verheiratung unternahm mein Mann den ersten und letzten Versuch, sich selbständig zu ma-

chen. Er mietete in St. Stephan bei Lenk eine Bäckerei. Es gab aber dazumal dort so viele Arbeitslose, die nicht bezahlen konnten, dass wir nach einem Jahre das Geschäft aufgeben mussten und mein Mann wieder eine Stelle als Bäcker in Gstaad annehmen musste.

Von St. Stephan her waren wir einem Müller in Thun noch 600 Franken für Mehl schuldig. Unglücklicherweise übergaben wir diese Summe in einem Säcklein dem Fuhrmann unseres neuen Meisters, der bei dem gleichen Müller in Thun Mehl zu holen hatte. Dieser Müller wollte nun dem Fuhrmann ohne Geld kein Mehl geben. Der Fuhrmann aber wollte nicht leer zurückkehren und wusste sich nicht anders zu helfen, als dem Müller unser Geld zu geben. Der Meister meines Mannes aber war nicht in der Lage, uns die 600 Franken zurückzuzahlen. So liess uns der Thuner Müller durch den Weibel pfänden. Da wir aber nichts besassen, was der Rede wert war, sah sich der Weibel gezwungen, zu melden, dass bei uns nichts verpfändlich sei. Diese unverschuldete Demütigung hat mich manche bittere Träne gekostet. Dazu kam, dass wir in unzähligen kleinen Abzahlungssummen den Betrag nochmals bezahlen mussten.

Nach einem Jahre fand mein Mann eine Stelle als Bäcker in Rougemont, dem ersten welschen Dorf im Saanetal. Nach kurzer Zeit wurde ihm aber wieder gekündigt, da das Geschäft schlecht ging. Nun war es an mir, den Mann und die zwei Kinder durchzubringen. Es war Winter, und es fehlte an allem. Wir hatten nicht einmal genug Holz, um heizen zu können.

Das war vielleicht die schlimmste Zeit meines Lebens. Ich arbeitete einmal eine volle Woche lang jeden Tag zwanzig Stunden. Für ein Paar Hosen, das Resultat eines ganzen Tages und einer ganzen Nacht, bekam ich Fr. 1.50, für einen Rock Fr. 1.—.

Aber trotz aller Anstrengung verdiente ich nicht genug, und das grosse Unglück so vieler armer Familien suchte uns deshalb heim, die Trennung. Mein Mann musste eine Stelle mit Fr. 7.— Wochenlohn in Lauenen annehmen, ich aber mit meinen beiden Kindern bei meinen Eltern in Gstaad Unterkunft suchen. Meine Mutter pflegte die Buben und gab mir so Gelegenheit, meinen Beruf auszuüben und etwas zu verdienen.

Als ich meinen spärlichen Hausrat in Rougemont einlud, wollte mich der Hausbesitzer nicht ziehen lassen, weil ich ihm noch Fr. 12.— Hauszins schuldete.

In meiner Bedrängnis wandte ich mich an eine deutschsprechende Frau, die mir schon vorher oft mit Rat und Tat beigestanden war, trotzdem sie selbst sehr arm war. Diese Frau befand sich gerade im Schweinestall, weil ein Schwein dieselbe Nacht Junge geworfen hatte. Sie erklärte dem Hausbesitzer, sie wolle für den geschuldeten Betrag haften. Da diesem aber diese Bürgschaft nicht genügte, begab sich die gute Frau, gerade so wie sie aus dem Schweinestall kam, ungekämmt und nicht gerade sauber, zu den wegen der Pfändung meines Hausrats im « Kreuz » versammelten Herren. Dort wiederholte sie ihr Versprechen und setzte ihr Mutterschwein zum Pfand ein. Wenn ich hundert Jahre alt werde, werde ich der Frau diese gute Tat nie vergessen. In kurzer Zeit konnte ich die Fr. 12.— abzahlen.

Arbeiten und nicht verzweifeln

Die Schneiderei brachte nicht genug ein. Unablässig beschäftigte ich mich mit der Frage, wie ich Geld verdienen könnte und kam so schliesslich auf die Idee, Lebkuchen und andere Backwaren herzustellen. Ein hiesiger Schlosser erstellte mir einen Backofen, der volle Fr. 200.— kostete. Es wurde März, und die Schulexamen standen vor der Türe. Ich bekam dadurch viel zu tun mit dem Anfertigen von Examenkleidern. Trotzdem buk ich Lebkuchen und allerhand Güetzi. Tagsüber verkaufte ich diese an einem Stande beim Gstaader Schulhaus, des Nachts musste ich backen, um am Morgen gute,

frische Ware vorlegen zu können. Zwei volle Nächte kam ich nicht ins Bett. In der dritten Nacht war es mir nicht möglich, länger als bis drei Uhr früh zu arbeiten. Ich legte mich schlafen und bat meine Mutter, mich am Morgen rechtzeitig zu wecken. Als ich aufstand, war mir nicht recht wohl. Trotzdem ging ich hinter meinen Verkaufsstand, und es gelang mir, meinen ganzen Vorrat bis zum Mittag abzusetzen. Eine Nachbarin übernahm es, meine Sachen zusammenzupakken. Die Schmerzen quälten mich derart, dass mir dies nicht mehr möglich war.

Am Abend hatte ich unser drittes Kind, ein Mädchen geboren.

Die Kinder wurden immer zahlreicher. Ich nahm deshalb eine eigene Wohnung in Gstaad, da auch meine Verdienstmöglichkeit inzwischen gewachsen war. Ich hatte nämlich angefangen, meine Lebkuchen auf die Märkte zu bringen, wo ich sie mit einem Glücksrad vertrieb. Der erste Markt, es war in Saanen, brachte mir einen Reingewinn von achtzig Rappen. Das war nicht viel, immerhin langte es wieder für einige Kilo Kartoffeln. Mit der Zeit kam ich dann, wenn ich den ganzen Tag lang auf dem Markte stand, auf einen Franken und später auf zwei und drei Franken.

Ich kaufte mir einen Marktkalender und immer, wenn Viehmärkte stattfanden, vertrieb ich meine Lebkuchen. Wenn Examen waren, stand ich vor die Schulhäuser und verdiente auch immer meine ein bis zwei Franken.

Auf diese Art konnte ich mit dem Backen von Lebkuchen etwa hundert Franken netto in einem Jahr einnehmen. So ist es gekommen, dass ich heute noch für die Märkte von Saanen, Gsteig und Lauenen backe, die dort von einem meiner Söhne verkauft werden.

Nach einigen Jahren konnte mein lieber Mann wieder zu uns ziehen. Er arbeitete an einem Strassenbau, am Pillon, den der Staat ausführte. Im Winter hatte er natürlich oft nichts zu tun, und man kann sich denken, dass ich dann schwierige Momente durchzumachen hatte. Ich habe aber immer erfahren, dass dann, wenn die Not am grössten ist, unerwartete Hilfe kommt. So stand ich einmal an einem Wintersonntag — mein Mann war auswärts, um Arbeit zu suchen — vor dem fast leeren Küchenschrank. Traurig ging ich zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Da traf ich dort den Rössliwirt. Er teilte mir mit, dass er einen fetten Dachsen geschossen hätte und mir ein Stück davon schenken könne. So konnte ich meine Kinder mit einem herrlich duftenden Braten erfreuen.

Am Nachmittag gingen die ältern Kinder schlitteln, und die Kleinen schliefen. So hatte ich ein wenig Zeit für mich und las deshalb in einem alten Gebetbuch. Auf einmal klopfte jemand an die Türe. Es war ein junger Bursche, der ein Kleid machen liess. Er brachte mir ein kleines Stück Tuch und bemerkte, der Stoff reiche wahrscheinlich nicht, ich solle ihm noch ein Stück vom selben Muster beschaffen. Nun hatte ein paar Tage zuvor ein Pate meinem ältesten Buben einen halben Meter von demselben Halblein geschenkt. So konnte ich dem Burschen dieses Tuch abtreten und aus dem Erlös Milch kaufen.

Aller guten Dinge sind drei. Am gleichen Abend überbrachte man mir den Auftrag zur Lieferung von einem Zentner Butter, den ich am andern Tage nach Saanen bringen sollte. Den Butterhandel hatte ich nämlich schon öfters betrieben. Ich lieh von einer Nachbarin hundert Franken, begab mich nach Lauenen und kaufte bei den Bauern Butter zusammen, an der ich per Pfund zehn Rappen verdiente. Es gab dazumal noch keine genossenschaftlich organisierten Ablieferungsstellen für die Milch. Alle Leute gaben mir gutes Gewicht, so dass ich zuletzt ein Pfund Übergewicht hatte. So konnte ich am Abend die bestellte Butter nach Saanen bringen und am gleichen Tage die geliehenen hundert Franken zurückgeben.

Ich wusste mir aber noch mit einer andern Tätigkeit Einnahmen zu verschaffen, nämlich mit Zähneziehen. Mein

Erik Bohny
Bleistiftzeichnung

Schwiegervater, der Metzger in Lenk war, hatte dort gleichzeitig als Zahnauszieher funktioniert. Wie er dann starb, ging mein Mann ans Begräbnis, und als Erbstück brachte er zwei Zangen mit, an denen Krallen befestigt waren, um die Zähne anzupacken. Wie wir nun beim Nachtessen am Tische sassen, erinnerten wir uns, dass ein Nachbarbub furchtbar an Zahnweh litt. Mein Mann rief ihn her, aber er getraute sich nicht, den Zahn auszuziehen. Mir aber tat der Knabe so leid, dass ich den bösen Zahn in die Zange nahm, sie umdrehte und der Zahn war draussen.

Später kamen oft Männer und Frauen zu mir und baten mich, ihnen Zähne zu ziehen, oft mitten in der Nacht. Ich verlangte für diese Arbeit nichts, die Leute gaben mir aber jeweilen meistens einen Zwanziger oder einen Fünfziger. Oft zog ich im Monat mehrere Zähne und verdiente auf diese Weise nebenbei jährlich vielleicht meine fünfzig, sechzig Franken. Ich war dazumal der einzige Mensch im Dorfe, der Zähne ziehen konnte; denn der nächste Doktor wohnte in Saanen.

Als ich älter wurde, vermachte ich die Instrumente meinem ältesten Sohne, der damit noch öfters Nachbarn von ihren Schmerzen befreite. Auch mir hat er alle Zähne gezogen. Ich bin heute ganz zahnlos, denn ich konnte es nicht verantworten, die Kosten für ein Gebiss aufzuwenden. Ich suchte überhaupt begreiflicherweise alle nicht durchaus nötigen Ausgaben zu vermeiden. So habe ich zum Beispiel in meinem ganzen Leben nie Nadeln oder Kämme getragen, obschon ich mich eines sehr üppigen Haarwuchses erfreute und heute noch viele Haare besitze. Ich binde meine beiden Zöpfe einfach mit Hilfe eines Bandes um den Kopf.

Ganz zufällig stiess ich noch auf eine weitere Erwerbsquelle. In einem Hotel im Dorfe starben einer Familie, die zu Gast war, zwei Kinder an der Grippe. Die Hinterbliebenen wussten sich nicht zu helfen, und der Hotelier frug mich, ob ich die Leichen waschen und anziehen würde. Ich hatte genug eigene Kinder ins Grab getragen, um zu begreifen, dass die Angehörigen diese Pflicht nicht selbst besorgen wollten. So sagte ich dem Hotelier, dass ich kommen würde, natürlich ohne etwas für den Liebesdienst zu verlangen.

Mit der Zeit kam es dann so, dass man bei vielen Todesfällen meine Glocke zog und mich bat, den Toten anzuziehen. Es war eine schwere und etwas grausige Arbeit, aber ich tat sie gern, den Leuten zuliebe. Die meisten gaben mir jeweilen einige Franken, und ich hatte den Nebenverdienst ja bitter nötig.

So vergingen die Jahre. Wir hatten es schwierig und waren doch glücklich. Mein Mann arbeitete im Sommer für den Staat, im Winter nahm er alle Arbeit, die sich bot. Auch er war sparsam, und wir konnten uns schlecht und recht durchbringen.

Ununterbrochen war ich auf neue Einnahmequellen erpicht. Wir gewährten einmal einem armen, die Gegend durchstreifenden Mann, ein bescheidenes Nachtlager. Er hatte im Bündel Maisstroh bei sich und flocht daraus Finken. Ich bat ihn, mir diese Arbeit zu erklären, und bald war ich so weit, dass ich manches Paar dieser Strohfinken verfertigen und wieder etwas verdienen konnte.

Es taget endlich

Kurz vor der Geburt unseres siebenten Kindes trat endlich eine endgültige Wendung zum Bessern ein. Mein Mann wurde zum Briefträger in Gstaad ernannt. Er bekam vierzig Franken Anfangslohn im Monat. Wir freuten uns unendlich über die regelmässige Verdienstquelle, merkten aber bald, dass vierzig Franken nicht so viel sind. Davon gingen nämlich im Monat sechs Franken für den Tabak des Herrn Briefträgers ab. Nun, ein Laster muss ein Mann haben. Mein Mann war nie in den Wirtshäusern zu treffen, er war äusserst sparsam. Ich begriff deshalb, dass er auf sein Pfeiflein nicht verzichten konnte. Die zwei Kilo Tabak, die er monatlich brauchte, waren für ihn einfach eine Lebensnotwendigkeit.

Es blieben also vierunddreissig Franken. Davon gingen acht Franken monatlich für die Miete ab. Mit sechsunzwanzig Franken kann man aber nicht zwei Erwachsene und sieben Kinder ernähren. So konnte ich also trotz der fixen Besoldung auf mein Doppelverdienertum nicht verzichten. Im Sommer stieg ich jede Woche einmal mit einer Kratte in die Berge, um von den Sennen Butter zu kaufen. Um den Hin- und Rückweg in einem Tag ausführen zu können, musste ich in aller Frühe abmarschieren. Ich hatte dazumal oft mit Krampfadern zu tun, und ich erinnere mich jetzt noch, dass ich eine Zeitlang mit sieben solcher Wunden der Butter nachjagen musste.

Mit einem Zentner auf dem Rükken ging es ins Tal hinunter. Ich kam meistens nachts um zwölf Uhr nach Hause. Noch in der gleichen Nacht habe ich jeweilen die Ankenballen zerschnitten, Pfundmodel gemacht und diese in schönes weisses Papier eingewickelt. Diese Arbeit, die jeweilen bis zwei Uhr nachts ging, machte ich ganz allein; denn mein Mann lag im Bett und war so müde, wie nur ein Bergbriefträger sein kann, der jeden Tag seine zehn bis fünfzehn Stunden gehen muss.

Meine Pfundmodel brachte ich in dreistündigem Marsch in einem Kinderwagen hinunter nach Château-d'Oex, wo ich sie mit zehn Rappen Aufschlag an Hotels und Pensionen verkaufte. Ich kam also auf einen Nettoverdienst von vollen dreissig bis vierzig Franken im Monat. Dafür lohnte es sich schon, einige Strapazen auf sich zu nehmen.

Ein Gärtner von Aigle kam mit Gemüse und Blumenstöcken auf den Wochenmarkt nach Oesch. Ich kaufte ihm allerhand davon ab und erhielt die Ware zu einem sehr billigen Preise. Auf dem Rückweg verkaufte ich die Blumenstöcke. Ich fing in Rougemont an und brachte die Blumen bis nach Saanen und Gstaad an den Mann, vielmehr an die Frau. Ich handelte auch mit Rhabarber, die vor fünfzig Jahren bei uns noch in keinem Garten anzutreffen war. Ein Wirt in Gstaad fragte mich damals, ob ich ihm nicht in Château-d'Oex Gemüse besorgen könnte. Ich erwies ihm diese Gefälligkeit gern unentgeltlich. Er ermunterte mich aber, etwas auf die Ware zu schlagen, und so kam es, dass ich mit der Zeit als Rücktransport in meinem Kinderwagen eine Ladung Gemüse nach Gstaad brachte und diese zuerst dem Wirt und dann den andern Leuten im Dorfe verkaufte. Das brachte auch jeweilen wieder einen Fünfliber ein.

Mein lieber Mann war in seinem Beruf tüchtig, aber, wie die meisten Männer, etwas zaghaft. Er hatte immer Angst, ich würde zuviel riskieren. Wenn ich fünf oder zehn Franken auslieh, fürchtete er, wir könnten in Schulden kommen. Das war aber nie der Fall.

Mit der Zeit steigerte sich der Lohn meines Mannes, aber auch unsere Ausgaben wuchsen mit der Anzahl der Kinder. Trotzdem muss ich sagen, dass wir immer genug zu essen hatten. Wir lebten hauptsächlich von Kartoffeln, die wir nach Möglichkeit selber pflanzten. Kartoffeln, Käse und Milch waren unsere Hauptnahrung. Fleisch sahen wir selten. An hohen Festtagen gab es vielleicht einen Mocken Speck. Speck mit Kartoffeln und Kabis war ein Festessen. Ein Freudenjubel brach jeweilen auch aus, wenn der Onkel kam und uns einen Sack voll Birnenschnitze brachte. Sie wurden gerecht verteilt, jedes bekam zwei oder drei Stück. Samstag und Sonntag gab es hie und da auch Brot mit Butter und Konfitüre.

Selbstverständlich machte ich alle Kleider meiner elf Kinder selbst. Sowohl für Kleider wie für Strümpfe verwendete ich Schafwolle, die ich selbst spann. Später konnte ich dann aus den alten Dienstkleidern meines Mannes prächtige Hosen und Kittel für meine Buben machen.

In jener Zeit musste ich jahrzehntelang jeden Morgen um drei Uhr aufstehen, um mit meinem Manne zu frühstücken, der um vier Uhr seinen Dienst antreten musste. Jetzt hätte ich Zeit, länger zu schlafen, aber ich finde den Schlaf nicht mehr.

Man kann sich leicht denken, dass wir die Kinder früh zur Arbeit anhielten. Jedem war sein Ämtchen angewiesen. Mein ältester Knabe musste zum Beispiel, als er erst acht Jahre alt war, jeweilen die Mädchen kämmen. Er machte sich eine Freude daraus, ihnen die Haare recht einzuseifen, um die Zöpfe steif zu machen, dass sie dann über den Köpfen aufrecht standen. Wenn ich fort war, machten es sich nicht nur die Mädchen, sondern auch die Knaben zur Ehre, die Hausarbeit für mich zu besorgen.

Die Kinder wollten überall mithelfen und verdienen. Sie unterstützten mich im Butterhandel und im Verkauf von

Lebkuchen. Dabei entwickelten sie ein bemerkenswertes Geschäftstalent. Wenn ihnen die Leute hie und da erwiderten, sie hätten kein Geld, so schlugen sie ein Tauschgeschäft vor und brachten Käse, Speck, Wolle usw. heim, und zwar immer für mehr Geld, als der Kuchen kostete. Die Leute hatten nämlich Freude an den kleinen Händlern, die ihre Sache so geschickt zu machen wussten. Der Wille zum Helfen und Verdienen der Kinder überstieg oft fast ihre Kräfte. Die beiden ältesten Knaben halfen mir zum Beispiel die Butter mit dem Handkarren abliefern. Der Weg war weit und die Strasse in schlechtem Zustand. So kam es verschiedene Male vor, dass die Knaben, wenn wir uns am Strassenrand ausruhten, sich hinlegten und sofort einschliefen.

Einer meiner Söhne arbeitete, als er noch in die Schule ging, während den Sommerferien als Streckenarbeiter bei der Bahn. Da seine Arbeitsstelle in Rougemont lag, musste er schon um vier Uhr aufstehen, um rechtzeitig zu Fuss an seinen Arbeitsort zu gelangen.

Während des Bahnbaues arbeiteten in unserer Gegend viele Italiener, die in ihren Baracken die Küche selbst besorgten. Da gab es wertvolle Abfälle für die Schweine, Abfälle, die von meinen Kindern geholt wurden, wodurch sich die Tierhaltung bedeutend verbilligte.

Bei dieser Gelegenheit kam eines meiner Mädchen auf die Idee, den Bauernfrauen ihre alten Hühner billig abzukaufen und sie mit einem kleinen Aufschlag an die Italiener abzusetzen.

Auch junge Güggeli wurden von meinen Kindern gesammelt, gemästet und nachher den Italienern verkauft.

Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser

Mit der Zeit wurden die Kinder grösser, fingen an zu verdienen, und auch der Lohn meines Mannes wurde immer höher, bis er schliesslich am Schlusse des Krieges die für uns beinah schwindelnde Höhe von 350 Franken erreichte.

Es ging uns nun ordentlich. Wir mieteten ein Stück Land und kauften zwei Kuhli, welche die zwei Ältesten vor und nach der Schule zu füttern hatten. Nach einigen Jahren war es uns sogar vergönnt, ein Heimetli zu kaufen, wo wir heute noch wohnen.

Ein Nachbar von uns hatte das Häuschen an einer Versteigerung gezogen und machte uns nun den Vorschlag, es für Fr. 5300.— abzukaufen. Das Haus besteht aus einer Loggia, einer grossen Stube, einem Zimmer und zwei Kammern. Die Anzahlung betrug fünfhundert Franken, für den Rest wurde eine Hypothek errichtet.

Mein Mann riet vom Kaufe sehr ab. Wir wagten es aber doch. Wir hatten gerade eine Kuh verkauft, und der Erlös reichte für die Anzahlung. Heute ist das Haus schuldenfrei.

Meine Kinder haben mir auch später alle Freude gemacht. Von meinen sieben Buben sind zwei Briefträger, zwei Bäckermeister, einer Weber, einer Bureauangestellter und einer Bauer. Von den vier Mädchen sind drei verheiratet. Dazu kommt noch ein Pflegesohn, den wir seinerzeit aufnahmen, weil er durch Unglück vaterlos geworden war. Wir betrachten ihn als unser Kind. Er ist seit vielen Jahren in Genf als Oberküher beschäftigt.

Ich habe heute vierzig Grosskinder und vier Urgrosskinder.

Es war immer mein Wunsch, dass meine Kinder nicht so weit weg von mir leben müssten, und wirklich wohnen sie alle in meiner Nähe. Wir konnten jedem unserer Kinder einen Streifen Land von 470 m² Inhalt schenken, worauf fünf davon ein Häuslein bauten. Auch die andern haben alle ihre eigenen Häuslein.

Der schönste Tag unseres Lebens

Ich bin heute fünfundsiebzig Jahre alt. Mein lieber Mann ist leider vor vier Monaten im Alter von achtundsiebzig Jahren gestorben, nachdem er vor einigen Jahren pensioniert war und seine von der

Gliedersucht befallenen Beine nicht mehr müde zu laufen brauchte.

Im Jahre 1931 konnten wir die goldene Hochzeit feiern. Unsere Kinder und Enkel liessen es sich nicht nehmen, ein eigentliches Fest zu veranstalten. Es war an einem wundervollen Junitag; vorher hatte es geregnet, und auch am folgenden Tage regnete es wieder, als wir in zwei Automobilen zur Kirche fuhren, wo unser lieber Herr Pfarrer Lauterburg eine feierliche Ansprache hielt. Nachher begaben wir uns auf den Pillon, wo mein Mann vor nahezu fünfzig Jahren als Staatsarbeiter tätig war. Zuerst wollte er nicht hinfahren, die Buben sagten ihm aber, er habe ihnen jetzt fünfzig Jahre lang befohlen, nun müsse er sich auch einmal fügen; er habe ja auf dem Pillon bei spärlicher Kost gearbeitet und solle es jetzt erleben, sogar im Auto da hinauf zu fahren. Es war eine schöne, fröhliche Fahrt.

Auch den Rest des Tages brachten wir mit Gesang und Musik zu. Meine zwei Brüder mit schneeweissem Haar sangen, als ob sie noch junge Burschen wären: «Schön ist die Jugend ...». Sogar der hiesige Frauenchor und etwas später der Männerchor «Echo vom Olden» hielten es nicht unter ihrer Ehre, uns ein Ständchen zu bringen. Einer meiner Tochtermänner nahm sich die grosse Mühe, die mit seinen Kindern von den Bergen geholten Alpenrosen und Enzianen zu einem Kranze zu winden, mit welchem er den Eingang zu unserm Häuschen schmückte. Unzählige Glückwünsche, Blumen und Geschenke kamen uns an diesem Tage zu. Nur wer ein Leben voll Sorge, Mühe und Arbeit durchgemacht hat, kann begreifen, welche Freude ich an diesem Tage genoss. Auch meine Brüder sagten, dass dieses der schönste Tag in ihrem Leben gewesen sei.

Das war vielleicht der Höhepunkt meines Lebens. Seither geniesse ich einen freundlichen Lebensabend. Die Hände untätig in den Schoss legen kann ich allerdings auch jetzt noch nicht.

Ich bin keine Kopfhängerin, gehöre auch keiner Sekte an, aber ich habe in meinem langen Leben erfahren, dass alles Gute von oben kommt. Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass es deswegen heutzutage in der Welt so traurig geht, weil so viele Menschen nicht mehr glauben können und das Beten verlernt haben.

Wenn ich nochmals mein Leben zu leben hätte, ich möchte es nicht anders haben.